Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 8 (1952)
Heft: 7

Artikel: Die deutsche Schweiz, vom Tessin gesehen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420257

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

in welcher wir uns Freunden erschlossen, denken lernten und das Tal der Jugend erfüllt hörten, wird ein Teil unser selbst. Die Mundart der Glarner zählt zu den singenden Bergmundarten. Wird an der obern Linth geflucht — und es kommt oft und ausgiebig vor —, so geschieht es doch immer mit Musik. Das mildert und versöhnt. Der Rede der Glarner hört man die Urverwandtschaft mit dem Rufe, mit Jauchzer und Jodler noch an. Auch ihre Bildkraft zeugt von anhaltender Prägelust. Kein Wunder, daß diese urwüchsige Sprache stets zu Standesehren kam. Nie entartete die Glarner Mundart zu einer bloßen Müeterlisprache, sondern sie war und blieb auch eine Vater- und Männersprache, die selbst auf der Landsgemeinde in der freien Aussprache ihr Recht behauptete."

Was ein Zuger, Bundesrat Philipp Etter, 1938 zugunsten des Rätoromanischen gesagt, gilt auch für das Deutsche, und wenn er das Hochdeutsche nicht auch zu unserer Muttersprache gezählt hätte, hätte er das nicht hochdeutsch ausdrücken dürfen: „In der Muttersprache verehren wir das lebendigste, heiligste und unmittelbarste Erbgut der Familie, das mit gleicher Kraft wie das Blut selbst die Generationen durch den Lauf der Jahrhunderte miteinander verbindet. Durch die Ehrfurcht vor der Freiheit der Muttersprache bezeugen wir zugleich unsere Ehrfurcht vor dem Recht der Familie und vor der Größe der Tradition, die in der Familie lebt. Vor jener Tradition, die des Landes Zukunft tief und stark verankert in der geistigen Kraft vergangener Geschlechter."

Wir grüßen Glarus und Zug „ane alle geverde".

Die deutsche Schweiz, vom Tessin aus gesehen

In der „Gazzetta Ticinese" vom 31. Jänner 1952 schreibt Dr. P. Bernasconi, Rechtsanwalt in Lugano:

„Die Tessiner nennen den deutschsprachigen Teil der Schweiz ausnahmslos stets die deutsche Schweiz. Unsere Mitbürger deutscher Zunge hingegen legen mehr Gewicht auf eine andere Einteilung: die Urner, die Luzerner, die Berner und so fort, bis der ganze Kranz der Kantone aufgereiht ist.

Im Denken der Deutschschweizer spielen die Verschiedenheiten schweizerischer Rasse, deutschschweizerischer Mundart und kantonal gefärbter

Kultur eine größere Rolle als der ethnische Charakter, die Goethesche Kultur, die Werte der deutschen Sprache und Kultur.

Die Vielheit der Kantone deutscher Zunge verschmilzt nach dem Urteil der Deutschschweizer nicht zu einer Einheit schlechthin, sondern nur zu einer gewissen rassischen Einheit, zu einer gewissen kulturellen Einheit, zu einer gewissen sprachlichen Einheit, die sich über die Kantone nördlich des Gotthards und bis zu den Grenzen des Welschlands hin erstreckt.

Die deutsche Schweiz treibt auf eine Trennung von der Mutterkultur hin: nicht Goethe, sondern der „Dichter" des Kantons!

Wenn die Sprache als Ausdruck einer bestimmten Kultur ein gemeinsames Fühlen voraussetzt (und sie tut es!), so ist die deutsche Schweiz heute von der Welt Goethes meilenweit entfernt. Und nicht nur das. Die deutsche Schweiz handelt heute in unbedingter Sondergesetzlichkeit und möchte sogar am liebsten ihren eigenen Goethe aufstellen, den schweizerdeutschen Goethe. Es ist alles möglich!

Das große Mißverständnis, dem die deutsche Schweiz zum Opfer gefallen ist (und die deutsche Schweiz verharrt in diesem ihrem tiefen Falle!), bestand und besteht darin, daß sie es nicht verstanden hat, zwischen dem politischen Begriff „deutsche Nation" und dem Begriff „deutsche Kultur" die lebenswichtige Unterscheidung zu treffen.

Die deutsche Schweiz hat sich, um vom politischen Deutschland besseren Abstand zu halten, dem Glauben hingegeben, sie könne mit den eigenen Kräften allein ein Zeitalter schweizerdeutscher Kultur heraufführen, die mit der Kultur von Berlin nichts mehr zu tun hätte. Das ist aber ganz unmöglich. Es ist deshalb nicht möglich, weil die Kultur eines Volkes (als ethnischer Einheit) nicht einem Willensakt entspringt wie die politischen Dinge, sondern das langsam herangereifte Ergebnis einer Überlieferung ist; eines Wortes, das am Ursprunge stand und das immer wieder grünt, nach jeder Zeit der Dürre.

Die deutsche Schweiz hatte und hat, im wesentlichen und kurz gesagt, Angst vor der deutschen Kultur und richtet daher Scheidewände auf, hinter denen sie sich isoliert. Es gelang und gelingt der deutschen Schweiz nicht, das Wesenhafte, das wahrhaft Lebendige, das Ewige — um es mit großen Worten zu sagen — in der deutschen Kultur von

dem zu unterscheiden, was nur nebensächlich, vorübergehend und verhältnismäßig minderwertig ist.

Die deutsche Schweiz errichtete und errichtet Mauern gegen die deutsche Kultur; sie verbrannte und verbrennt den ganzen Haufen, statt sorgfältig und liebend zu unterscheiden und zu beleben, statt die guten von den schlechten Kräutern auszusondern.

Beim einfachen Mann entsteht hieraus dann die gefühlsmäßige Abneigung gegen die deutsche Kultur, verbunden mit einer guten Dosis nationalistischen schweizerdeutschen Hochmutes. Aus diesem dummdreisten Nationalismus wiederum kann ein Glaube entstehen, ein sehr eigensinniger Glaube, der es für wahr haben will, daß die deutsche Schweiz kulturell aus sich selbst leben und autonom sein könne. Als ob es möglich wäre, aus der Wasserwüste des Ozeans Städte und Dome auftauchen zu lassen!

Diese Scheidung ist offensichtlich in bezug auf die Sprache. Die Schweizer deutscher Zunge sind drauf und dran, nach dem Gesetz der Überzahl den letzten echten Funken der Sprache Goethes auszulöschen. (Anmerkung des Übersetzers: Gemeint ist hier und im folgenden die gesprochene Rede.) Nicht die Sprache Goethes, sondern schweizerdeutscher Dialekt!

Und schon zeigen sich, vor allem in den Zirkeln der Volkskunde, das heißt in den allervolkstümlichsten Vereinigungen, die neuen Schulmeister und Pfleger der Sprache — Himmel, öffne dich! —, der Sprache der schweizerdeutschen Mundart. Es ist dieser Dialekt, der die Sprache Goethes ersetzen soll; jenes Bißchen der Sprache Goethes, das aus früherer Zeit noch überlebt. Dieser mündliche Gebrauch der Schriftsprache liegt in den letzten Zügen; mühsam und hinkend hält er sich noch in den Parlamenten, in den Gerichten und in den Universitäten.

Im Bundeshaus wird der schweizerdeutsche Dialekt zur Hauptsprache. Wer die Sprache Goethes zu sprechen wagt, wird scheel angesehen. Wer in den Hallen des Militärdepartements sich nicht schweizerdeutsch ausdrücken kann oder will, macht keine Karriere!

Die deutsche Schweiz beschreitet so mit unbelehrbarer Halsstarrigkeit einen der schlimmsten Irrwege. Wenn sie in dieser Richtung weitermarschiert, so wird sie wohl zwar zu einem neuen überkantonalen Dialekt kommen, nie aber zu einer neuen Sprache im Vollsinn des Wortes.

Wir werden nur einen „Ladinismus" mehr haben: den neuen schweizerdeutschen Ladinismus.

Die deutsche Schweiz ist nachgerade sehr bekannt wegen solcher Begriffsverwirrungen und wegen solcher Verzichte auf das Erstgeburtsrecht um den Preis eines Linsenmuses: des Linsenmuses „Dialekt"! Es soll im deutschschweizerischen Protestantismus vorkommen, daß Männer auf den Lehrstuhl berufen werden, die nicht auf der Höhe Luthers sind. Man nennt bisweilen den Famulus einen großen Meister. Ganz ähnliches geschieht heute in Sachen Sprache und Kultur. Der schweizerdeutsche Dialekt besteigt den Stuhl, aber der Famulus bleibt trotzdem ein Famulus.

Auf daß diese Krankheit nicht vom Gotthard aus ansteckend auf das Tal des Tessins und von den Hügeln Berns aus auf das welsche Weinland übergreife, dafür wurden diese Zeilen geschrieben.

(Übersetzt von A. H.)

Es ist schon schwer genug, sein eigenes Volk zu beurteilen, geschweige ein anderes. Was da der Tessiner Rechtsanwalt von uns Deutschschweizern sagt, ist im allgemeinen richtig, nur im Maß stark übertrieben. Es ist aber für uns wertvoll, zu wissen, was die anderssprachigen Eidgenossen von uns halten, wie wir ihnen erscheinen. Die Tatsache, daß gewisse Erscheinungen, die vielen Deutschschweizern als ur-, echt-, einzig- und nurschweizerisch vorkommen, ein gebildeter Tessiner lächerlich findet (es sollen auch gebildete Welschschweizer so denken), ist nicht erfreulich, ihre Erkenntnis aber gesund.

Zuviel Gewicht legt B. auf die Tatsache, daß der Tessiner einfach von der „deutschen Schweiz" zu reden pflegt, während wir die Deutschschweizer in Urner, Luzerner, Berner usw. unterscheiden. Das erklärt sich ganz harmlos, ohne jede „Tiefenpsychologie", daraus, daß die Mannigfaltigkeit der deutschen Schweiz für uns Deutschschweizer eben wichtiger und auffälliger ist als für die Tessiner. Wenn der deutschschweizerische Gast im Tessin italienisch spricht, wird der Tessiner kaum unterscheiden, ob er mit einem Basler oder einem Zürcher rede. Aber auch im deutschen Gespräch, sogar im mundartlichen und im schriftsprachlichen erst recht, wird er die „Kantonalität" nicht so rasch und sicher erkennen, wie wir Deutschschweizer uns gegenseitig erkennen. Der ethnische Unterschied zwischen den Tessinern und uns Alemannen ist viel größer als der

zwischen uns Deutschschweizern; darum genügt dem Tessiner die Zusammenfassung zur „Svizzera Tedesca"; ob einer von Solothurn oder Appenzell sei, fesselt ihn nicht so stark wie uns. Daß auch wir eine „gewisse rassische, kulturelle und sprachliche Einheit" empfinden, gibt er selber zu, aber welche „gewissen andern Einheiten" uns zur „Einheit schlechthin" noch fehlen, sagt er nicht. Diese „Einheit schlechthin" ist uns so selbstverständlich, daß wir nicht nötig haben, sie immer zu betonen; wir können uns erlauben, die Teile unseres Volkes zu unterscheiden. Übrigens wird wahrscheinlich auch in den Tessiner Polizeinachrichten etwa stehen, es sei in Luzern ein Aargauer oder in Aarau ein Luzerner, in Lugano ein Waadtländer oder in Lausanne ein Tessiner — verhaftet worden.

Der Anfang des Aufsatzes enthält also nichts, was nicht selbstverständlich wäre. Richtig beobachtet aber hat der Verfasser, daß wir heute die Mundart viel höher schätzen und häufiger anwenden als früher und daß das mit dem Zweiten Weltkrieg zusammenhängt. Übertreibung aber ist die Behauptung, daß wir von der Dichtung Goethes zur Mundartdichtung des jeweiligen Kantons „gefallen" seien. Goethe war auch in Deutschland nie so volkstümlich wie Schiller und nie so wie Dante im italienischen Sprachgebiet; aber wenn wir ihn einfach als Vertreter des Schrifttums nehmen, so hat sich nicht viel geändert. Auf jeden Fall ist auf dem Büchermarkt, dieser Hauptkulturstätte, der größte Konkurrent des deutschen Schrifttums nicht das Schweizerdeutsche, sondern — das Englische! Die Deutschschweizer hören gerne zu, „losen" gerne, wenn am Radio oder am Rednerpult schweizerdeutsch gesprochen wird, aber selber Schweizerdeutsches lesen, das ist den meisten immer noch zu mühsam. Der Rundspruch verkündet die Nachrichten immer noch schriftdeutsch, und wenn auch nicht bühnendeutsch, doch so, daß Goethe es heute besser verstünde als zu seinen Lebzeiten. In der Bundesversammlung sprechen die Deutschschweizer schriftdeutsch (Schuler war eine Ausnahme, die die Regel bestätigte), und das Hochdeutsche herrscht in den kantonalen und städtischen Parlamenten, abgesehen von Bern, immer noch vor und ist sicher nicht schlechter als vor hundert Jahren. Nicht nur an den Hochschulen lebt die Schriftsprache noch, auch an den Mittelschulen und den obern Klassen der Volksschule ist sie immer noch Unterrichtssprache und wird auch viel „goethescher" gesprochen als noch vor

dem Ersten Weltkrieg. Ein mundarteifriger Lehrer hat sich kürzlich sogar beklagt, daß die Mundartpflege in den Lehrplänen verboten sei, was natürlich auch eine Übertreibung war. Und Sonderlinge und Einzelgänger hat es immer und überall gegeben. Von den 42 Liedern, die kürzlich an einem ländlichen Sängerfest vorgetragen wurden, war ein einziges mundartlich (und eines französisch!); sie stammten nur etwa zu einem Drittel von Schweizer Dichtern, mehr als eins von Goethe. Mitten im Zweiten Weltkrieg hat ein Zürcher Pfarrer im „Kirchenboten" gefragt, ob die Leser die Sonntagspredigt in Mundart wünschen oder nicht. Von den 256 Antworten aus allen Kreisen haben 85 v. H. die Frage entschieden verneint, was mit seiner eigenen Auffassung übereinstimmte.

Richtig beobachtet hat B. also, daß die Mundart heute höher geschätzt wird als früher, und darüber können wir uns nur freuen; richtig ist auch, daß sie manchmal überschätzt wird; aber B. überschätzt diese Überschätzung. Richtig ist, daß es bei uns viele Leute gibt, die zwischen Politik und Kultur nicht unterscheiden können und ihre berechtigte Abneigung gegen das Dritte Reich auf Sprache und Kultur abfärben lassen. In den Versammlungen hat in der Tat die Mundart die Oberhand gewonnen, aber das Erfreulichste etwa an den Begrüßungsreden ist, daß man immer noch deutlich heraushört, wie gut der Leiter hochdeutsch sprechen könnte, etwa wenn er dem Gastredner seinen „besondere Grueß empietet".

Die einen ziehen sich in ihr schweizerdeutsches Schneckenhaus zurück, die andern schnallen sich die Flügel der englischen Weltsprache an, was heute auch der „Konjunktur" entspricht. Gegen die Entgleisungen auf beiden Seiten kämpft keine Körperschaft so eifrig wie unser Sprachverein mit seinem „Sprachspiegel"; aber so schlimm, wie unser Tessiner meint, steht es denn doch bei weitem nicht. Er hat einige richtige Beobachtungen gemacht, sie aber zu stark verallgemeinert. Und doch ist es für uns wertvoll, daß gerade ein Nicht-Deutschschweizer diese Strafpredigt hält; nur schade, daß sie jene kaum erreichen wird, die sie nötig hätten. Wir aber danken ihm, denn er bestätigt im Grunde unsere Auffassung. Daß die deutschschweizerische „Krankheit" nicht auch noch das Tessin und das Welschland ergreife, dafür ist schon gesorgt, schon rein äußerlich durch die Zahlen.

Maßvoller und richtiger beurteilt die Lage im Anschluß an Bernasconi ein „Nemo" in der „Azione" vom 21. 2. 52. Er hat ähnliche Beobachtungen gemacht, findet die „Krankheit" aber einigermaßen begreiflich; er hält sie darum nur für vorübergehend und heilbar, findet es aber doch nötig, uns zur Rückkehr zur Vernunft aufzurufen. Wir lassen einige Stellen aus seiner Antwort folgen:

In einem großen Artikel, betitelt „La Svizzera tedesca e la Germania" (Die deutsche Schweiz und Deutschland) greift „Nemo" die von (3) in der „Gazzetta Ticinese" vom 31. 1. 52 angestellten Betrachtungen wieder auf, in erster Linie um darauf hinzuweisen, daß die Abwendung der deutschen Schweiz von der deutschen Kultur zwar falsch, aber in Anbetracht der nazistischen Gefahr doch einigermaßen verständlich war.

Hier seien die Stellen herausgegriffen, die sich auf den ersten Teil dieser These beziehen (von A. H. übersetzt):

„Es gibt brave Leute in der deutschen Schweiz, die es fast für landesverräterisch ansehen, den Ausdruck ‚Bahnsteig' zu gebrauchen statt ‚Perron' (ein unmöglicher falscher Gallizismus, denn in der welschen Schweiz nennt man das ‚quai') oder am Bahnschalter eine ‚Fahrkarte' statt ein ‚Billet' zu verlangen. Die Tatsache, daß ein deutscher Ausdruck, der ein Fremdwort ersetzen sollte, aus Deutschland kam, genügte diesen Herren, ihn abzulehnen. Anders die Tessiner, die zum Beispiel die Wörter ‚autista' und ‚mossiere' an Stelle von ‚chauffeur' und ‚starter' statt ‚Anlasser': einfach annahmen und sich zu eigen machten, obschon diese Italianisierungen unter faschistischer Regierung stattgefunden hatten. Im Tessin wäre es noch keinem Gemeindevorsteher eingefallen, eine Ansprache in Mundart zu halten, um dadurch sein Schweizertum und seine Ablehnung der mussolinischen Diktatur zu beweisen."

„Bevor wir an die Erklärung dieser starken Auswüchse der Treue zum Dialekt gehen, möchten wir ausdrücklich darauf hinweisen, daß das ‚Schwyzerdütsch' besonders nach der Machtergreifung der Nazi in Deutschland Gegenstand eines fast grotesken Kultes wurde."

„Es ist nun keineswegs unsere Absicht, die Abirrungen zu rechtfertigen, in welchen sich die Reaktion vieler Deutschschweizer gegenüber jenem Triumph der rohen Gewalt über die geistigen Werte offenbarte. So betrachten wir es als eine verwerfliche Entgleisung, wenn ein Jour-

nalist im Jahre 1940 sich dazu verstieg, Goethe als ‚unerträglichen boche' abzutun."

„Es dürfte gut sein, wenn sich die deutsche Schweiz daran machte, die Kräfte der Unterscheidung anzuspannen, um die unzerstörbaren Güter der deutschen Kultur hochzuhalten, was nicht hindert, daß man anderseits die Abscheulichkeiten, deren sich eine Rotte degenerierter Sadisten und mit ihnen weitere Teile des deutschen Volkes schuldig machten, in die tiefsten Tiefen der Hölle verdammt. Alles, was bewahrenswert ist an einer Kultur, an die sich die Namen Goethe, Bach, Beethoven, Kant knüpfen, sollte sorgsam bewahrt werden."

„Hoffen wir, daß die Deutschschweizer ihre einseitige Einstellung aus jener Epoche bald einer mutigen Revision unterziehen, damit ihr Land wieder einen Ehrenposten in jener Kultur und Zivilisation einnehme, deren Beiträge zum geistigen Aufschwung der ganzen Menschheit nicht ausgelöscht worden sind durch dreizehn Jahre der Barbarei."

Wir danken auch diesem Landsmann für seine Unterstützung. Müssen uns die Tessiner sagen, was wir Deutschschweizer tun sollten?

Vom Ypsilon und Ygrec

Natürlich handelt es sich um ein und dasselbe Y, nämlich um jenen zweitletzten Buchstaben des Alphabets, der wie das X zwar in der Algebra eine bemerkenswerte Rolle spielt, im Wörterbuch aber nur einen winzigen Raum einnimmt. Warum denn zwei Namen? Der erste ist der deutsche und zugleich der ursprüngliche griechische Name (üpsilon = einfaches ü), der zweite aber der in der französischen Sprache gebräuchliche (griechisches y). Im Deutschen nennt man also den Buchstaben Y richtigerweise immer Ypsilon, im Französischen hingegen y grec. Auch in deutscher Sprache die französische Bezeichnung zu verwenden, ist eine überflüssige Doppelspurigkeit!

Wenn so der Buchstabe Y in unserer Sprache zwar nur einen Namen hat, so schillert er doch wie kein anderer Buchstabe in seiner Lautbedeutung und macht daher vielen Leuten Schwierigkeiten in der Aussprache und Rechtschreibung. Wir haben einmal das Y in Wörtern griechischen Ursprungs wie Psychologie (Seelenkunde). Hier wurde das Y früher, wie in den romanischen Sprachen und im Englischen heute